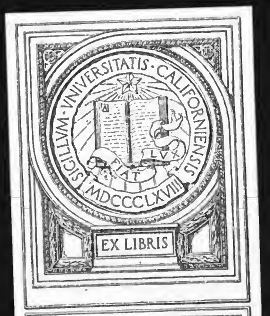

UC-NRLF
B 4 076 779


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Separat-Abdruck
aus den Sitzungsberichten der philos.-philol. und der histor. Klasse
der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften
1903 Heft III.

Über das

Heidelberger Bruchstück des Jüngeren Titurel.

Von

Erich Petzet.

Mit 2 Tafeln.

München 1903
Verlag der K. Akademie.

In Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).

Über das
Heidelberger Bruchstück des Jüngeren Titurel.

Von Erich Petzet.

(Mit 2 Tafeln.)

(Vorgelegt von F. Muncker in der philos.-philol. Klasse am 2. Mai 1903.)

I.

Seitdem der Glaube ins Wanken gekommen war, dass Wolfram von Eschenbach der Dichter des ganzen Jahrhunderte lang unter seinem Namen gepriesenen Titurel sei, stand die Bedeutung des Heidelberger Fragmentes fest, das über den wirklichen Verfasser einige Aufklärung zu geben versprach. Ein seltsames Schicksal aber hat es gefügt, dass dieses Bruchstück gerade in dem Augenblicke spurlos verschwand, als die Wissenschaft daraus Belehrung zu schöpfen suchte: die erste literarische Erwähnung davon, die wir finden, ist die Feststellung seines Verlustes in Lachmanns Wolfram-Ausgabe (1833 S. XXXI): „Ich habe gehört, auf einem Vorsetzblatte des Heidelbergischen Titurel n. 141 habe ehemals eine Notiz über Albrecht von Scharfenberg gestanden: aber als ich im Herbst 1819 die Handschrift abschrieb, war nichts der Art darin." Um so wichtiger war die Mitteilung, die Sulpiz Boisserée noch in demselben Jahre in der Münchener Akademie der Wissenschaften machte, dass er im Jahre 1817 von dem nun verschollenen Stück eine Abschrift genommen habe, die dann im Jahre 1835[1]) als Beilage zu seiner Arbeit „Über

[1]) Im 1. Bande der Abhandlungen der philos.-philol. Klasse der K. B. Akademie, S. 384—392.

die Beschreibung des Tempels des heiligen Grales in dem Heldengedichte Titurel Kap. III" abgedruckt wurde. Massmann machte noch vor dem Drucke in Mones „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters" (1834, Sp. 43 f.) auf den hohen Wert des Fragmentes aufmerksam; San Marte wiederholte den Abdruck der Strophen in seinem „Leben und Dichten Wolframs" (1841; Bd. II, S. 277—290) mit Einführung von Interpunktion und Hinzufügung von Untersuchungen, die im wesentlichen die Resultate Boisserées bestätigten. In dieser Gestalt ist dann der Text bis heute in Giltigkeit geblieben.

Nicht aber die Interpretation. Karl Simrock hat in den Erläuterungen zu seiner Übersetzung von Parzival und Titurel[1]) bei der Verwertung des Fragmentes eine ganz andere Erklärung gegeben, der sich Wilhelm Wackernagel in seiner Literaturgeschichte[2]) vollständig anschloss, und seine Darlegungen bilden die Grundlage für alle späteren, die des umstrittenen Bruchstücks Erwähnung tun, wenn sie auch nur zum Teil als gesichert, zum andern Teile aber als mehr oder minder ansprechende Hypothese Annahme gefunden haben. Neue Beiträge zur richtigen Würdigung der schwierigen Strophen finden wir nicht mehr, so oft auch das Heidelberger Fragment bei Besprechung des jüngeren Titurel herangezogen wurde, weder bei Hyazinth Holland,[3]) noch bei Franz Pfeiffer,[4]) Goedeke,[5]) Gervinus,[6]) Koberstein[7]) oder Karl Bartsch.[8]) Auch Reinhold Spiller und Conrad Borchling sind in ihren ergebnisreichen Dissertationen (1883 und 1897) in eine neue Kritik

---

[1]) 1842; 2. Aufl. 1849 I, 499—504.

[2]) 1848—1855, S. 196.

[3]) Geschichte der Dichtkunst in Bayern. 1862; S. 231, 238 f.

[4]) Germania VI, 246 f. Anm.

[5]) Deutsche Dichtung im M. A. 1854, S. 760.

[6]) Geschichte der deutschen Dichtung. 5. Aufl. 1871. Bd. II, S. 160.

[7]) Grundriss der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 4. Aufl. 1847. Bd. I, S. 213 Anm.

[8]) In der 6. Aufl. von Kobersteins Grundriss 1884. Bd. I, 184, Anm. 97; vergl. auch Die altdeutschen Hss. der Univ.-Bibl. in Heidelberg. 1887. S. 35.

des Bruchstückes nicht eingetreten, obwohl sie beide den Text benützen. Nur Friedrich Zarncke hat bei seinem Versuche, eine klare Übersicht und Gruppierung in die Fülle der Titurelhandschriften zu bringen, die ersten Zweifel an der Zuverlässigkeit Boisserées geäussert.[1]) Indem er die eigenartige Stellung der Heidelberger Handschrift 141, die er als H bezeichnet, charakterisiert, spricht er auch von „jenen berühmten, jetzt verschwundenen Blättern, die allein eine sichere Auskunft über die Entstehungszeit des Gedichtes gewähren, und die nach Boisserée von derselben Hand geschrieben waren, der unsere Handschrift verdankt wird.“ „Es ist sehr zu bedauern,“ bemerkt er dazu in der Anmerkung, „dass sich Boisserée nicht genauer über diese Blätter ausgesprochen hat. Denn in mancher Beziehung müssen sie von dem Aussehen der Handschrift sehr abgewichen sein. Sie waren zweispaltig geschrieben, während die Handschrift H einspaltig ist; auch muss die Schrift viel kleiner oder das Format viel grösser gewesen sein als bei H, denn in H pflegen $8^1/_4$ bis $8^3/_4$ Strophen auf die Seite zu gehen, die aufgeklebten Blätter aber enthielten resp. 11 und 12 Strophen auf der Seite.“ So war ein Gedächtnisfehler Boisserées bezüglich der äusseren Beschaffenheit der vielgenannten Blätter sehr wahrscheinlich gemacht. Da lag aber auch der Gedanke nahe, dass der Text, den er geboten, aus dem Original manche Berichtigung erfahren könnte.

Beide Vermutungen erhalten unerwartet ihre Bestätigung durch einen glücklichen Fund meines Freundes Prof. Dr. Franz Boll, der in einem mittelhochdeutschen Fragmente, um dessen Bestimmung er von Herrn von Rożycki in Pasing bei München gebeten wurde, das verschollene Bruchstück erkannte. Prof. Boll veranlasste den Besitzer, das wertvolle Stück seinem ursprünglichen Eigentümer, der grossherzogl. Universitätsbibliothek Heidelberg, anzubieten, die es dann auch erwarb und dem Wunsche des Finders entsprechend in ent-

[1]) Der Graltempel. Leipzig 1876. S. 378 ff. in den Abhandlungen der philos.-philol. Klasse der K. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften.

gegenkommender Weise mir zur näheren Untersuchung zur Verfügung stellte. So verdanke ich ihm und der Direktion der Universitätsbibliothek Heidelberg die Möglichkeit, im folgenden von dem wichtigen Blatte in München, wo es zuerst gedruckt und nun nach 85 Jahren des Verschollenseins wieder entdeckt worden ist, nähere Kunde zu geben.[1])

Es ist nur ein Blatt, nicht zwei, wie Boisserée berichtet; so erfährt sein Text auch keine Vermehrung durch Entzifferung der nach seiner Angabe aufgeklebten Rückseiten, sondern nur durch wenige Worte, die sich, wiewohl halb durchschnitten, noch lesen liessen. Das Blatt ist nicht „oben und unten durch Beschneiden verstümmelt," hat vielmehr oben und an beiden Seiten seinen stattlichen Rand, während der untere Teil — da Folio-Format als wahrscheinlich anzunehmen ist, wohl die grössere Hälfte — glatt abgeschnitten ist. In der Mitte, des breiten Randes wegen etwas in die rechte Spalte der Vorderseite eingerückt, geht von oben nach unten ein 7—8 mm breiter Bruch durch das Blatt, der deutlich seine Verwendung als angehefteter Umschlag, aber nicht als festgeklebtes Vor- und Nachsetzblatt verrät. Hält man die Heidelberger Handschrift 141 daneben, so ergibt sich sofort, dass beide Stücke sicher nie etwas mit einander zu tun gehabt haben. Die Papier-Handschrift 141 hat ein Format von 29,5:19,3 cm und eine einspaltige Schrift aus der Mitte des 14. Jahrhunderts; das Pergamentfragment misst 34:21 (bis 21,3) cm und zeigt zweispaltig eine schöne Minuskel vom Ende des 13., spätestens Anfang des 14. Jahrhunderts. Von derselben Hand bei beiden kann nicht die Rede sein. Dieser Irrtum Boisserées erklärt sich nur daraus, dass er offenbar den Cod. Palat. 141 mit der zweiten Heidelberger Titurelhandschrift, dem Cod. Palat. 383 in der Erinnerung verwechselte. Dieser

[1]) Des weiteren habe ich vor allem Herrn Dr. Friedrich Wilhelm in München für seine scharfsinnigen Bemerkungen zum Texte, sowie der K. Landesbibliothek in Düsseldorf, der K. K. Hofbibliothek und Herrn Dr. A. L. Jellinek in Wien für gefällige Auskünfte meinen besten Dank auszusprechen.

letztere besitzt tatsächlich in der Schrift Ähnlichkeit mit dem Bruchstück; doch auch hier stellt ein genauerer Vergleich die Verschiedenheit ausser allen Zweifel. Die Schrift des Fragmentes ist älter, kleiner und hat breitere Spalten; die des schönen Pergamentfolianten, dessen schlechten Text K. A. Hahn leider so kritiklos abgedruckt hat,[1]) braucht für eine Strophe meist 7 Zeilen, das Fragment nur 6 oder 5. Die Initialen der Strophen sind in dem Fragmente gleichmässig rot, in dem Codex regelmässig abwechselnd rot und blau. Die Linierung, die in dem Codex mit Sorgfalt durchgeführt ist, fehlt in dem Fragmente gänzlich. Charakteristisch ist bei dem Fragment auch, dass die Versenden durch verschiedene Zeichen und nicht blos den gewöhnlichen Punkt kenntlich gemacht sind und zwar regelmässig 1 und 3 durch !, V. 2 und 4 durch ·, 5 und 7 durch :, während die sechste, reimlose Zeile ohne Kennzeichen bleibt. Ich habe diese Eigentümlichkeit, durch welche die von Franz Pfeiffer[2]) vorgeschlagene sechszeilige Schreibung der Titurel-Strophe eine Stütze erhält, in keiner anderen Handschrift gefunden. Im Format passt das Fragment in den Cod. Palat. 383, der 45:30 cm misst, so wenig wie in 141. Eine etwa aus dem 16/17. Jahrhundert herrührende Inschrift am Rande der Vorderseite bietet über die Herkunft des Blattes ebenfalls keine Auskunft. So muss es dahingestellt bleiben, aus welchem Codex das Fragment wirklich stammt, und nur das Eine können wir von Boisserées Angaben als sicher annehmen, dass es Heidelberg gewesen sein muss, wo er die Abschrift gemacht hat.

Da es aber von jeher dem Heidelberger Cod. Palat. 141 eine besondere Bedeutung verliehen hat, dass ihm jene berühmten Bruchstücke als zugehörig zugeschrieben wurden, so war nun die Frage naheliegend, ob keine andere Titurel-Handschrift mit dem wieder gefundenen Fragmente zusammen gehöre und somit für die Textkritik des ganzen Epos diese besondere Wichtigkeit beanspruchen könne. Zarncke gibt

[1]) 1842 als Bd. 24 der Bibliothek der ges. dt. Nat.-Lit. Quedlinburg und Leipzig.

[2]) Der Dichter des Nibelungenliedes. Wien 1862. S. 16.

a. a. O. S. 379—383 ein übersichtliches Verzeichnis der bis dahin (1876) bekannt gewordenen 35 Handschriften und der ihnen gewidmeten Besprechungen; Piper konnte dem[1]) noch weitere 5 hinzufügen. Keine von ihnen allen aber stimmt mit dem Heidelberger Fragmente zusammen, wie mich bei 8 der Augenschein, bei den übrigen die vorliegenden genauen Beschreibungen oder direkte Auskunft der befragten Bibliotheken überzeugten. Es liegt uns also in dem Fragmente der einzige bekannte Rest einer verlorenen Handschrift vor, die ihrem Alter nach dem Originale des Dichters sehr nahe gestanden und einen ganzen Abschnitt sonst nirgends überlieferter Verse enthalten haben muss.

Ein Vergleich des Textes mit dem Abdruck von Boisserée zeigt, dass auch hierin die Unmöglichkeit, die erste Abschrift nochmals genau zu revidieren, eine Reihe von Irrtümern verursacht hat, die für die Erklärung des Inhalts schwer ins Gewicht fallen. Hat doch z. B. Boisserée, ganz abgesehen von anderen Lesefehlern, die Zeichen an den Versenden als Interpunktion aufgefasst! Ich gebe daher im folgenden den Text mit allen Eigentümlichkeiten des Originals, nur mit Auflösung der Abkürzungen und Einführung der mir richtig scheinenden Interpunktion. Die beigegebenen Facsimiles beider Seiten des Fragments im Masstabe von 1:2, für deren Bewilligung ich der K. Akademie noch besonderen Dank auszusprechen habe, ermöglichen im übrigen jede weitere erwünschte Nachvergleichung.

1. Spalte der Vorderseite.

1\. . . .
. . . . enborte
Titurel dem wisen,
di tschionatvlander angehorte
vnd sigvne. owe daz er niht lebende
was, vntz er werdeclichen
wer der aventivre ein ende gebende!

[1]) Höfische Epik II, 460 in Kürschners dt. Nat.-Lit. 1893 und im Nachtrag dazu 1898.

2. Venezzer vil riche
ein tempel hant erbowen.
von den, di meisterliche
gestein kvnden graben vnd erhowen,
der nam den ende vil vnd mvsten sterben:
ir werch daz edel tivre
liezzen si dar vmb niht verterbn.

3. Ander si da namen
ze meister disem tempel,
di mvsten eben ramen,
ir wage mez gabn si exempel
vf elliv ort vnd worhten sam di erren.
ist witze, swer daz ninner
lobt, swenne er hat gebrechen an dem merren.

4. Sol des div werlt engelten
vnd kvnst sin verdorben,
daz der von plivelden
her wolfram nv lang lit erstorben?
ich wen des wol, daz mvter ie getruge
den lip vf tevscher erde,
der mit getiht an worten wer so chlvge.

5. Und wer aber iemen lebende
so chlvg an richer witze,
dem wer doch niemen gebende
daz zehende lop. sin was solher spitze,
daz er div wort ergrup so wnder wehe,
daz ez noch gebe stivre,
swer sinniclich vf sin forme sehe.

6. Durch daz bin ich im iehende
von erste hin der mere,
si sin von im geschehende,
wan ez mir immer fromde vnd tivre were
danne siner zvngen witze . . . .
div wazzer baz . . . .
. . . .

2. Spalte der Vorderseite.

7. . . . .
. . . .
. . m . . durch mich lazze
der auentivre niht w[e]rdicheit al gebende
vnd wil di sliht an allen orten chrvmben,
so ker ich ze den wisen;
waz solt al solhiv rede bi den tvmben?

8. Mille artifex
get in al solhes chrigen,
der vipper nater lex,
di sus mit vppicheit sich selben trigen,
daz si durc valsch di blenche wellent truben
vnd mit ir tarant varbe
ie daz chrvmbe gen dem slehten vben.

9. Swer chvppher gar ze golde
mit kvnste machen chvnde,
den heten si vil holde,
swaz halt er vnselden dran erfvnde,
ir golt si chvppher chesselbere.
getihte niemen brvfen
solt wan der getihtes meister were.

10. Dvrchlevhtich guter merche
ist melden wol erlovbt
mit witzzericher sterche.
di aber solher chvnst sin berovbet,
wi man div wort zerfuret vnd samiliert,
blumet vnd roselt,
di lazzen meister vngeparatiert.

11. Bleich rosen vnd ir trehen
ist edel vnd wunnebere.
swer di wolt versmehen
durch daz ir vater ein linde breit niht were,
der dovht mich der witzze in chranchem rvme,
wan cheiser vnd keiserinne,
den ist div rose ein edel werdiv blvme.

1. Spalte der Rückseite.

12. . . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
mohtz aber phant erlosen
vnd hetz ein wolf, ez devht gut vnde reine.

13. Ich Albrecht niemen swache,
daz ist mir immer wilde.
wer der von eschenbache
von himel chomen her in engels bilde
mit flugen, svnnen var von got bechront,
sin edel hoh getihte
kvnd ich mit lob niht richer han bedonet.

14. Er was in menschen modele
vnd niht ein engel hilich.
gotes gebe ze mangem rodele
ist noch vil richer chvnst mit witzen teilich.
alle edliv chvnst sich bezzert, vnd niht bosert, vnd wehet:
chvnst div edel hohste,
dast rein getihte, wi wer div so versmehet!

15. Ez wart nie baz gesprochen
von deheins leien mvnde,
daz lob im niht zebrochen
wirt von mir albrehte ze keiner stvnde.
ob immer bezzer rede werde gehorte
in tevsch von einem leien,
swůr ich da fur, so wer min sin betorte.

16. Swer einer frowen schone
niht wan ein wengel sehe,
vnd man ir lobes chrone
an werdicheit in allen richen iehe,
vnd wer si furbaz nimmer mer gesehende:
ein mvtich mannes hertze,
ich wen, dem wer niht lip daran geschehende.

17. Dise auetivr gelichen
sol man der werden frowen
gar vil der tugende richen
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

2. Spalte der Rückseite.

18. . . . . .
. . . . .
. . . . .
. . . . .
. . . . .
. . . . . . hat in
phlege der phalntzgrave ordenliche.

19. Sin sloz die rigel grosten
sol dar vnd danne slizzen.
nv wil ich mich des trosten,
man giht, ich svlz von reht wider in genizzen,
daz ich so mange wirde von im gebende
bin der werlte ze chvnde,
des er vnd al sin frvht in wird ist lebende.

20. Got werdeclichez grvzzen,
gen selden hoh geplvmet,
mit diner milt der svzzen
dem fursten gip, der christentvm wol tvmet!
sin salvte der paier prinz in nennet,
duc loys et palatinus;
min lop im zehen fursten er bechennet.

21. Hat Romisch phaht ir mere,
dem fursten lobe von adele?
di haben gein frvhte chere,
so daz vro selde mit ir grozzem wadele
vf geluches rade im wer vor aller smehe!
swaz hi vnd dort kan prisen,
der hohst im daz vnd sinen liebsten nehe!

22. Er, adlar hoh gedelt,
er cleidet vnd spiset,
sin gevider witen wedelt,
da mit er valchen, spaerber, hebche priset
vnd ander vogel in swaben, paiern, franchen:
von osteriche biz flandern
siht man siniv chleider herlich swanchen.

23. Dem adlar chan ich howen
lop zweier ere bernde,
so daz in ritter vnd frowen
dest werder habent, di wile div werlde ist werende
. . . . .
. . . . .
. . . . .

Anmerkungen zu Strophe:

2. [5]der: dieser Genitiv nimmt das vorangehende [3]*von den* wieder auf, das Boisserée *waren* verlesen hat.
3. [3]eben ramen: Boisserée und San Marte erklären dies als „glatt, fertig machen, richten". *ramen* ohne Objekt heisst aber nach Lexer II, 337 zielen, trachten, streben, hier also mit eben verbunden: gleichmässig auf das Ziel hinstreben. — [4]/[5] übersetzt San Marte nach Boisserées Vorgang: Sie gaben an allen Ecken (ort) Beweise von ihrer Wage und ihrem Mass. Ist aber *mez* nach Herm. Pauls mhd. Grammatik § 264 Anm. 2 als flexionslose Form aufzufassen, die einen Genitiv vertreten kann, wenn ein anderer Genitiv von ihr abhängig ist, so heisst es: Von dem Mass ihrer Wage u. s. w. — [6]ninner: Schreibfehler für *minner*.
4. [5]des: Boisserée hatte *den* verlesen.
5. [4]sin: Herr Professor Paul empfiehlt die einleuchtende Konjektur *sîn sin* für das einfache *sîn*: Dadurch entfällt die gezwungene Erklärung von *spitze* als Grabstichel, die Boisserée und San Marte vorschlugen, und ergibt sich die einfache Übersetzung: Sein Geist war von solcher Schärfe. — [7]forme: Vorbild; vergl. Benecke-Müller-Zarncke III, 387.

6. Boisserées Lesefehler *kinder maere* hat die richtige Übersetzung dieser entscheidenden Strophe bisher unmöglich gemacht; ebenso macht es das Fehlen eines Teiles von Zeile 5 und 6 und des ganzen Verses 7 unmöglich, den Rest der Strophe mit Sicherheit zu konstruieren. Herr Dr. Fr. Wilhelm schlägt die Konjektur vor *tiurre* für *tiure* und übersetzt demgemäss: weil es mir immer fremdartig und seltsamer, schwieriger wäre als der Weisheit seiner Zunge.
8. [1]Mille artifex [3]lex: Beides hat bereits Boisserée auf Grund von Du Fresnes Glossarium richtig erklärt als den tausendfach listigen bösen Feind und als die lexa, lexia, franz. laisse, die Koppel, die Schar. — [4]vppicheit: wohl kaum, wie San Marte will, Übermut, sondern vielmehr Eitelkeit, Nichtigkeit; vergl. Lexer II, 199. — [5]durc = *durch*, nicht *dirre*, wie Boisserée las. — [7]erklärt San Marte: das Krumme gerade machen wollen. Der Sinn ist aber dem entgegengesetzt: gegenüber dem Schlichten, Geraden, Redlichen bedienen sie sich immer krummer, unredlicher Mittel.
9. [5]chesselbere: zu Kesseln tauglich, wie es zu Kesseln verwendet wird; das Wort habe ich sonst nicht belegt gefunden.
10. [7]vngeparatiert: San Marte übersetzt ungetäuscht und leitet das Wort von altfranzösisch barat, barate Trug, Täuschung ab. Als weitere Bedeutung dieses Wortes belegt Lexer II, 206 und das Grimmsche Wörterbuch (VII, 1459) Kunststück, Posse, Kurzweil, und hievon abgeleitet muss *paratieren* im Titurel Str. 887 einen Spass machen, zum besten haben heissen. *ungeparatiert* lässt sich daher am besten etwa mit „unbehelligt durch nicht ernst zu nehmende Vorspiegelungen" übersetzen.
11. [1]trehen: = draehen duften; vergl. Schmeller, Bayer. Wörterbuch, 2. Aufl., I, 560. — [4]Für San Martes unglückliche Konjektur *schaten* für *vater* ist kein stichhaltiger Grund einzusehen. — [5]rvme = *ruome*, Ruhm, Ansehen, Gepränge, schon des Reimes wegen nicht, wie San Marte will, *rûme* Raum.

12. Für *mohtz* hatte Boisserée *mohte*, für *hetz* — *herz* gelesen.
13. [5]flugen: nicht *fugen*, wie Boisserée verlesen hatte.
14. [1]*Er* steht in der Handschrift, nicht *Da*, wie Boisserée abgeschrieben, noch *Der*, wie er als richtig vermutet hatte. — modele: Form, Gestalt. — [3]rodele: wohl mit Boisserée und Lexer von rotulus Rolle, Buch abzuleiten, kaum, wie San Marte will, von rotte. — [5]wehet: verstärkt nochmals das vorangegangene *bezzert*, verherrlicht, vervollkommnet sich. — [7]dast = *daz ist.* wi wer = *wie waer*'.
15. [7]swůr ich da fur: wollte ich darauf schwören liest, wohl unzweifelhaft richtig, Herr Dr. Wilhelm, nicht *so wer*, wie Boisserée las.
19. [1]Sin: Boisserée hatte *Ein* gedruckt.
21. Boisserée sagt: „Die zwei ersten Verse sind wieder (wie Str. 20) sehr dunkel"; San Marte: „[1] und [2] scheinen fehlerhaft. Der Sinn ist wohl: Gibt es im römischen Reich mehr Fürsten von solchem Lob und Adel, die mögen für Nachkommenschaft sorgen, so dass Frau saelde (Heil) auf dem Glücksrade mit ihrem grossen Wedel sie schütze vor aller Schmach". Indem ich es nun unentschieden lasse, ob V. 1/2 richtiger als Fragesatz oder als Konditionalsatz zu erklären ist, fasse ich jedenfalls in V. 2 lobe als gen. plur., der appositionell das ir in V. 1 erklärt und in V. 3 durch di, wie so oft im jüngeren Titurel (vergl. z. B. oben Str. 2, V. 5; Str. 11, V. 7; Str. 16, V. 7) nochmals aufgenommen wird, also: Hat das römische Recht (d. i. Reich) für den Fürsten ihrer noch mehr, nämlich Lobpreisungen, Auszeichnungen von hoher Art, [oder?] die sollen (haben ist optativischer Konjunktiv) auf Früchte die Richtung nehmen d. h. sich vermehren, Frucht bringen, so dass Frau Sälde ihn beschütze vor aller Schmähung *mit ir grozzem wadele vf geluches rade.*

    Wieso nun die Glücksgöttin zu einem grossen Wedel kommen soll, wie Boisserée und San Marte übersetzen, ist schwer erklärlich. Karl Weinhold weist in seiner Abhandlung über Glücksrad und Lebensrad (Philosophische und

historische Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften 1892) nichts der Art nach, wohl aber (S. 12), dass sie den am Glücksrade hinaufklimmenden hilft, während sie neben dem Glücksrade steht, oder aber, häufiger, dass sie das Rad in irgend einer Weise umtreibt (S. 13, 14, 18). Was bedeutet aber *wadel*? Hier führt vielleicht ein Spruch auf die richtige Erklärung, den Weinhold (S. 19) aus einer Darstellung des Glücksrades in dem Berliner Ms. germ. 4° 284 (letztes Blatt) mitteilt: Est rota fortunae variabilis ut rota lunae. Denselben Gedanken finden wir, noch reicher ausgeführt, auch in den Carmina burana, deren erstes Blatt zu einem Bilde der Frau Sälde mit dem Glücksrade erklärend ein Gedicht bringt, das mit den Worten beginnt: O fortuna velut luna statu variabilis, semper crescis aut decrescis etc. Wir ersehen daraus, dass diese Ideenverbindung dem Mittelalter geläufig war, und so dürfen wir wohl mit gutem Rechte zur Erklärung des wadel oder wedel beim Glücksrade seine Bedeutung für den Mond heranziehen. Nach J. Grimms Deutscher Mythologie (4. Ausgabe von Elard Hugo Meyer, II, 593) ist der wedel „ein weit verbreiteter und vermutlich alter Ausdruck, der schwankend für die wechselnden Phasen des Mondlichts, meistens für plenilunium, zuweilen aber auch für interlunium gebraucht wird“. Da nun weiter von R. v. Liliencron in Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. 6, S. 368 (1848) der gute wedel als der zunehmende, der böse als der abnehmende Mond nachgewiesen wurde, so ergibt sich zwanglos für den grozzen wedel der bestimmte Begriff des Vollmondes, und übertragen auf den Gang des Glücksrades, der Stand desselben, wo der aufsteigende Mensch seinen Höhepunkt erreicht hat. Somit soll also in den vorliegenden Versen Frau Sälde den gepriesenen Fürsten auf dem Höhepunkte des Glücksrades vor jeder Anfeindung schützen.

II.

Um eine zutreffende Erklärung und Wertung des Heidelberger Fragmentes zu gewinnen, dürftc es zweckmässig sein, sich die Entwicklung der ganzen Kontroverse über den jüngeren Titurel kurz zu vergegenwärtigen.

Docen gebührt das Verdienst, die schwierigen Fragen nach der Entstehung des Titurel in seinem „Ersten Sendschreiben“ (1810) zuerst aufgeworfen zu haben, wenn er auch in ihrer Beantwortung völlig in dem alten Irrtum von der Verfasserschaft Wolframs befangen blieb. Seine Schrift gab den Anlass zu August Wilhelm Schlegels glänzendem Nachweis (in den Heidelbergischen Jahrbüchern 1811), dass die alten Fragmente dem Wolfram, das jüngere Epos einem späteren Bearbeiter Albrecht angehöre. Dabei blieb freilich die Annahme bestehen, die auch Jakob Grimm noch 1812 teilt, dass das alte Lied kein blosses Fragment, sondern ein Ganzes gewesen sei, dessen Anfang und Ende verloren gegangen.[1]) Demgegenüber räumte Karl Lachmann die bisherige Hochschätzung des grossen Epos, das er „langweilig und albern“ nennt, gründlich hinweg und entwickelte seine Auffassung von der Entstehung des jüngeren Titurel 1829 in seiner Besprechung von Rosenkranz, Titurel und Dante[2]) folgendermassen: „Der Dichter (Wolfram) selbst hatte angefangen, die Vorgeschichte des Parzivals in einer vierreimigen Strophe zu behandeln; erst in seinen letzten Jahren, nach 1215, wenn eine Stelle des jüngeren Titurels (7, 61) wie Docen meinte . . . von Eschenbach ist und nicht dem Verfasser des Titurels. Der Verfasser dieses Gedichts („Titurel“ wird es 15, 32 genannt) hatte von Eschenbach eben nicht mehr als auch uns erhalten ist, zwei unverbundene Abschnitte, wenig mehr als 170 Strophen. Er nahm in sein neues Werk, das er nach demselben französischen Buche dichtete, die beiden Bruchstücke Eschenbachs auf, und zwar unverändert: seinen

[1]) Vergl. J. Grimms Besprechung des Docenschen Sendschreibens in seinen Kleineren Schriften Bd. VI, S. 118 ff.

[2]) Kleinere Schriften I, 351—357.

eigenen Strophen gab er eine künstlichere Form, indem er den Einschnitt der ersten zwei Zeilen ohne Ausnahme mit Reimen versah. Über sich selbst und seine persönlichen Verhältnisse lässt er uns nichts wissen, weil er durchaus in der Person Wolframs spricht. Er liess aber das Werk ebenfalls unvollendet: ein Albrecht dichtete den Schluss und arbeitete Wolframs Strophen um. Albrecht hielt nicht allein diese, die ihm nur von den Abschreibern entstellt zu sein schienen (4, 61), sondern das Ganze für ein Werk Wolframs, wie nach ihm Ottokar von Horneck, Ulrich Füterer und Püterich von Reicherzhausen. Er dichtete funfzig Jahre nach Wolframs Tode (10, 2) d. h. um 1270, zu einer Zeit, da (40, 143) Wolframs heiliger Wilhelm, den Ulrich von Türheim längst fortgesetzt hatte (nach 1247), nicht mehr für unbeendigt galt, aber für unvollständig am Anfang, d. h. ehe die Vorgeschichte, von Ulrich von dem Türlein gedichtet und König Ottokar von Böhmen (st. 1278) zugeeignet, bekannt geworden war".

Auch in seiner Vorrede zu Wolfram (1833, S. XXX f.) unterscheidet Lachmann den Dichter, der in Wolframs Namen spricht, und Albrecht, der sich zum ersten Male in Strophe 5883 nennt, als zwei verschiedene Personen: „denn dass der Dichter des ganzen Werks, der sich bisher so oft Wolfram genannt hat, nun auf einmal ohne Veranlassung vor dem Schluss seinen wahren Namen entdecken sollte, scheint mir geradezu unmöglich". Diese Anschauungen hat auch Haupt[1]) mit solcher Überzeugung festgehalten, dass er es nicht für nötig erachtete, in den späteren, von ihm besorgten Auflagen der Wolfram-Ausgabe Lachmanns auch nur ein Wort hinzuzufügen. Da ausserdem Jakob Grimm ausgesprochen hatte (a. a. O S. 119), dass „noch kein Beispiel vorhanden ist, dass ein späterer Meister sich so gering achtete, dass er seinem Werk nur durch Vorschiebung eines berühmten Namens allein Ansehen zu geben vermeint hätte", so blieb bis in die neueste Zeit die Ansicht bestehen, dass zwischen Wolfram und Albrecht noch ein dritter

[1]) Vergl. Belger, Moriz Haupt als akademischer Lehrer. S. 293.

unbekannter Dichter am Werke gewesen sei — freilich gar vielfach angezweifelt und bestritten. Im Sinne Lachmanns entschieden blieb aber die Frage nach Wolframs Anteil an dem Epos, und hierüber ist nach den Abgrenzungen Albert Leitzmanns[1]) ein Streit kaum noch möglich.

Auch Lachmanns Datierung des Jüngeren Titurel wurde durch die spätere Forschung und besonders den Nachweis Simrocks bestätigt, dass sich schon bei Berthold von Regensburg Strophen daraus (528/529) einer Predigt[2]) zu grunde gelegt finden, und dass ferner in dem Epos von Richard von Cornwallis als einem Lebenden gesprochen wird (St. 2946); somit war die Richtigkeit der Zeitangabe der bei Hahn fehlenden Strophe, die in dem alten Druck (10, 2) dem zweiten Wolframschen Bruchstück vorangeht und „die lenge wol von fünfzic iâren" von Wolframs Tode bis zu der neuen Bearbeitung verflossen sein lässt, ganz ausser Zweifel gestellt. Dagegen wurde Lachmanns Ansicht von der Benützung des Kiot durch den Titurel-Dichter und der Zweiheit der Fortsetzer Wolframs von Simrock entschieden bestritten; er formulierte sein Ergebnis: „der jüngere Titurel ist spätestens in den ersten siebziger Jahren des 13. Jahrhunderts, mit Einschaltung und Überarbeitung der Wolframschen Bruchstücke von Albrecht von Scharffenberg gedichtet, der nicht um zu betrügen, sondern um den Eindruck des Werks zu verstärken, den Namen Wolframs annahm, dessen Quelle aber, den Kiot, nicht kannte, daher er bei Untersuchungen über die Gralssage mit Vorsicht zu gebrauchen ist".

Diese Ausschliessung des Kiot als Quelle hat durch Konrad Borchling in seiner Göttinger Preisschrift über „den jüngeren Titurel und sein Verhältnis zu Wolfram von Eschenbach" (1897) einen zwingenden Beweis erhalten, wie er für die Behauptung der Einheit der Fortsetzer Wolframs bisher fehlt. Die weitere, bis dahin allgemein angenommene Meinung aber, dass Albrecht

---

[1]) In Pauls und Braunes Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache (1900 Bd. XXVI, S. 93—156).

[2]) Der XI. in Franz Pfeiffers Ausgabe: von dem wagen.

von Scharffenberg der Verfasser des Jüngeren Titurel sei, stiess Reinhold Spiller in seiner Inauguraldissertation [1]) völlig um durch den Nachweis, dass der Albrecht des jüngeren Titurel mit dem von Ulrich Füterer so hoch gepriesenen Albrecht von Scharffenberg unmöglich identisch sein kann. Wir besitzen keine nähere Kunde von jenem Albrecht, ausser dass er seine Dichtung einem Herzog Ludwig von Bayern widmen wollte mit eben jenen Strophen, von denen uns das Heidelberger Fragment einen so wichtigen Teil erhalten hat.

Welche Rolle hat nun das verschollene Heidelberger Fragment bei diesen ganzen vielverschlungenen Untersuchungen gespielt? Welche Folgerungen, Berichtigungen und Bestätigungen bietet uns der wiedergefundene gesicherte Text? Den ersten Finder und seine Nachfolger hat es zunächst völlig in die Irre geführt, und von ihren Ausführungen hat fast nichts der bisherigen Kritik Stand gehalten. Boisserée betrachtete die geretteten Strophen als einen Teil der Einleitung und gelangte bei seinem Versuche, sie mit den anderen einschlägigen Stellen des Titurel in Einklang zu bringen, zu der Anschauung, der als Gönner des Dichters genannte Ludwig von Bayern sei Kaiser Ludwig der Bayer; die Fürsten, über deren Kargheit der Dichter (St. 5767/68) klagt, seien Kaiser Ludwigs Söhne; der Verfasser Albrecht sei Albrecht von Scharffenberg; die Zeit der Vollendung des Gedichtes erst nach Ludwigs Tode, also erst nach 1347. San Marte glaubte auch den Beginn der Dichtung aus dem Fragment erschliessen zu können und setzte ihn zwischen 1322 und 1329. Diese Erklärungen legte dann 1860 Hyazinth Holland einer Schrift über „Kaiser Ludwig und sein Stift zu Ettal“ zu Grunde, in der er die Ettaler Kirche als das Vorbild des Gralstempels zu erweisen suchte. Freilich berichtigte er bald, von Franz Pfeiffer in der Germania VI, 246 f. Anm. (1861) belehrt, seine Hypothese [2]) dahin, dass nicht der Dichter nach

[1]) 1883; auch in der Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. 27.

[2]) In seiner „Geschichte der Dichtkunst in Bayern“ (1862; S. 231, 238 f.).

dem Vorbilde der Ettaler Kirche, sondern Kaiser Ludwig nach dem Muster des Gralstempels in dem Epos sein heiliges Stift in der Wildnis geschaffen habe. Das wirkliche Vorbild des Dichters für seinen berühmten Wunderbau, soweit er überhaupt ein solches vor Augen hatte, dürfte wohl in der Liebfrauenkirche zu Trier, der ältesten deutschen Kirche gotischen Stils (erbaut 1227—1243), richtig erkannt sein.[1])

Es ist sehr zu bedauern, dass Lachmann es nicht für notwendig gehalten hat, sich mit den Ausführungen Boisserées und San Martes auseinander zu setzen. Simrock verdankt die neuen Resultate, die er über Lachmann hinaus gewann, sehr wesentlich mit seiner kritischen Untersuchung des Heidelberger Fragmentes. An die Stelle des Kaisers Ludwig des Bayern setzte er mit überzeugender Begründung Ludwig den Strengen. Die Schwierigkeit aber, die sich daraus ergab, dass derselbe Dichter, der dann durch fast 6000 Strophen unter der Maske Wolframs spricht, sich schon am Anfang genannt haben sollte, beseitigte er scharfsinnig dadurch, dass er in dem Fragmente nicht mit Boisserée und San Marte einen Teil der Einleitung erblickte, die den Beginn der Dichtung bildet, sondern vielmehr eine Widmung, die nach Beendigung des Werkes verfasst sein muss. Der berichtigte Text und seine richtige Erklärung gibt Simrocks Ausführungen, mit geringer Einschränkung, eine glänzende Bestätigung.

Der Dichter beginnt mit der Klage, dass Wolfram sein begonnenes Epos, das mit Titurel dem Weisen anhob, in seinem Kerne aber Tschionatulander und Sigune gewidmet war, nicht hat zu Ende führen können, und rechtfertigt sich dann (2—6), dass er das unvollendete Werk fortführe, unter Berufung auf die Markuskirche in Venedig, bei deren Bau auch viele Meister wegstarben und durch andere ersetzt wurden, die gleichmässig weiter arbeiteten wie ihre Vorgänger nach dem gegebenen Vorbilde. Wenn man das Bessere nicht haben kann, ist es immer

[1]) Vergl. E. Droysen, Der Tempel des hl. Grals nach Albrecht von Scharffenberg. Bromberg 1872.

noch klüger, das minder Gute zu nehmen anstatt gar nichts (3). Soll das begonnene Kunstwerk deswegen ganz verderben, weil Wolfram darüber gestorben ist? Freilich ein Mensch, der so geschickt im Dichten wäre wie er, wird wohl nie wieder geboren (4).

Und sollte wirklich ein solcher Dichter wieder erscheinen, dem würde doch bei dem überragenden Ansehen Wolframs niemand auch nur den zehnten Teil von der Anerkennung zukommen lassen wie jenem. Er besass eben solchen Scharfsinn und prägte so wunderbar charakteristisch und tiefsinnig die Worte, dass sein Vorbild und seine Art noch jetzt einem verständnisvollen Nachahmer Stütze und Richtung geben können (5).

Deshalb d. h. also seines unerreichbaren Ansehens wegen und weil er mir ständig Vorbild ist, deshalb, gesteht der Dichter offen ein (6), spreche ich ihm von Anfang an die Mähren (des Titurelepos) zu, sie seien von ihm „geschehende“ d. h. also verfasst. Albrecht sagt nicht, wie Boisserées Text glauben liess, seine ersten Kindermähren hätten Wolfram zum Gegenstande gehabt; wir haben hier vielmehr das direkte offene Eingeständnis des von Lachmann für „geradezu unmöglich“ erklärten Vorganges, den auch Haupt nicht glauben wollte, und dem J. Grimm kein anderes Beispiel an die Seite zu setzen wusste. Durch diese Strophe 6 wird jetzt die Annahme Simrocks, dass der Dichter, der unter der Maske Wolframs spricht, und Albrecht nur eine Person seien, aus dem Gebiet der Hypothese zur Gewissheit erhoben. Nun ist es aber dem Dichter um Anerkennung und Belohnung für seine eigene Person sehr zu tun und so spricht er sich auch in den folgenden Strophen noch eingehender über sein Verhältnis zu Wolfram aus. Mit grossem Selbstgefühl weist er unberufene Kritiker ab. Wenn man seinetwegen d. h. wohl, weil er nun seinen Namen genannt hat und nicht mehr durch Wolframs Autorität gedeckt wird, wenn man deshalb seiner Dichtung nicht ihr Recht werden lasse, so wende er sich von den törichten Leuten zu den Kennern (7). Die Schlechtigkeit seiner etwaigen Widersacher und Verkleinerer kann er nicht übel genug charak-

terisieren (8); nicht blos Schlangen, sondern der Teufel selbst muss zum Vergleich mit diesen falschen Kritikern herhalten. Freilich, meint er (9), wer minderwertiges Zeug wie Kupfer kunstvoll zu Gold machen könnte, dem würden sie gar schön tun, wenn er auch Unheil darin finden würde, dass ihr Gold im Grunde nur Kupfer ist, zu Kesseln tauglich. Gedichte sollte niemand prüfen als wer selbst Meister darin ist. Nur wirklicher Kennerschaft ist Kritik erlaubt; wer aber das Handwerkszeug des Dichters nicht beherrscht, der soll auch Meister der Dichtkunst unbehelligt lassen (10). Wenn San Marte in diesen Versen 10^{4-7} einen Ausfall auf die allzu kunstreiche Manier Gottfrieds von Strassburg und seiner Nachahmer erblickt, so übersieht er dabei völlig, dass Albrecht sich gerade gegen diejenigen wendet, welche „solcher Kunst beraubt", also ohne solche Kunstfertigkeit sind. Es spricht sich hier selbstbewusst der Stolz des Dichters auf seine Kunst aus, ganz im Sinne der Meistersänger: diejenigen, welche nicht die Kunst verstehen, wie man die Worte auseinander und zusammen gruppiert und mit rosigen Redeblumen ausschmückt, die sollen ihre trügerische Scheinweisheit echten Meistern gegenüber für sich behalten.

Dies Selbstbewusstsein spricht auch im folgenden klar genug zu uns. Albrecht vergleicht sein Epos (11) mit duftenden hellen Rosen, die von jedermann, selbst den Vornehmsten, hoch geschätzt würden. Wer die verschmähen wollte, weil sie nicht von einem stattlichen Lindenbaum, sondern nur einem bescheidenen Stämmchen herrühren, der däucht ihm an Klugheit mit unberechtigter, übel angebrachter Anmassung aufzutreten. Er will das Verdienst seiner eigenen Dichtung durch den grossen Vorgänger nicht verdunkeln lassen, und so bewegt er sich in den folgenden Strophen — mit dem Reste von 12 ist nicht viel anzufangen — hin und her zwischen der Verteidigung der eigenen Leistung und dem Lobe Wolframs. Feierlich verwahrt er sich dagegen (13), irgendwie Wolframs Verdienst schmälern zu wollen, er könne ihn gar nicht höher verherrlichen; aber daneben betont er doch (14), dass er eben

auch nur ein Mensch gewesen sei und kein vollkommener Engel. Und wieder wird der meistersängerliche Stolz auf die „Kunst" vernehmbar. Albrecht erblickt in der Entwicklung der Poesie nach den Meistern der Blütezeit keine Verbreiterung und Verflachung, sondern wie in allen anderen Künsten Fortschritte zum besseren. Wenn wir erkennen wollen, was er dabei unter den Vervollkommnungen seines Epos verstanden hat, so gibt uns die treffliche Schrift Borchlings darüber den besten Aufschluss: gerade in dem Übertreiben Wolframscher Eigenheiten ist Albrecht gross, und sicher hat er auch die Verkünstelung der Wolframschen Strophenform durch Einführung des dritten Reimes zu den verdienstlichen Fortschritten gerechnet.

Nach dieser Betonung der Entwicklungsfähigkeit der Poesie, wie er sie verstand, kehrt aber der Dichter noch einmal zum Lobe Wolframs zurück (15) mit dem aus dem Wigalois des Wirnt von Gravenberg (V. 6346) stammenden geflügelten Wort: Leien munt nie baz gesprach, dessen unbedingte Geltung er nicht antasten will. Aber nun knüpft er wieder an das Fragmentarische des Wolframschen Titurel an: der Vergleich mit der schönen Frau (16), von der man nur ein Wänglein gesehen, soll wieder zu der Aventiure leiten, von der Wolfram nur ein so kleines Stückchen gezeigt, während er, Albrecht, sie nun in ihrer ganzen Herrlichkeit wieder heraufbeschworen habe (17).

Die Tendenz dieses Teiles des Widmungsgedichtes ist also eine Rechtfertigung des Dichters, dass er sich das Ansehen Wolframs hat zu nutze machen wollen, und sein Wunsch, daneben nun auch sein eigenes Verdienst ins rechte Licht zu rücken. Wie verhält sichs damit aber in dem Gedichte selber? Hier finden wir wohl auch wiederholt ein selbstbewusstes Rühmen der eignen Leistung, aber diese geht immer bis zur Strophe 5883 auf Rechnung Wolframs, der allein die Verantwortung und den Ruhm der Dichtung trägt. Der innere Gegensatz, die Rivalität, die sich in dem Heidelberger Fragment ausspricht, tritt nur an zwei Stellen zu Tage und

zwar dicht vor den echten Wolframschen Bruchstücken. Vor dem ersten der beiden, als Strophe 476, ist die bei Hahn als Nr. 885 abgedruckte Strophe einzureihen, welche lautet:

Mit rîmen schôn zwîgenge
sint dise lieder worden
gemezzen rehter lenge
gar in ir dôn nâch meistersanges orden:
ze vil, ze klein, des werdent liet verswachet.
her Wolfram sî unschuldec,
ein schrîber dicke reht unrihtec machet.

Dies ist die einzige Stelle vor Str. 5883, wo Albrecht aus seiner Rolle als Wolfram fällt[1]) und die anschliessenden Strophen bringen ganz ähnliche Gedanken, teilweise sogar mit denselben Worten, wie das Widmungsgedicht:

Hie mit sô sint versůchet
die wîsen und die tumben.
vil manger sleht unrůchet
und habt sich gar mit alle zů dem krumben:
ist ieman solch geticht als ungemezzen
ze rehter künste lobende,
der ist an spehender merke der versezzen.

Swer edel rîche borten
mit baste vil furrieren,
der wil zů allen orten
můtwillec durch gespötte pârâtieren:
waz solden mir bî rôsen genseblůmen?
für ziser und visôle
nim ich muscât vnd edel kardamůmen.

Kan ich die slihte riuhen,
daz ist hie niht erzeiget.
künd ich die lôsen diuhen,
daz ir unrehte hôchfart würd geneiget,
unreht gewalt, der müest ouch sîn verdrücket,

[1]) Vergl. Borchling a. a. O. S. 183 Anm. 2.

als ich daz ungerihte
an disen lieden hân ze reht gerücket.

Niht wan durch die lôsen,
die sich der merke rüement
und dabî reht verbôsen
künnen gar und swache tihte blüement.
daz wirt an den gehofden dick erfunden:
her Nîthart waerz der klagende,
und hêten sichs gebûren underwunden.

Diese Verse konnte Albrecht unmöglich schreiben, so lange er beabsichtigte, Wolframs Autorschaft glauben zu machen. Sowie ihm aber darauf ankam, selber hervorzutreten, lag es sehr nahe, die beiden Wolframschen Bruchstücke klar kenntlich zu machen, und so finden wir auch vor dem zweiten Wolframschen Fragmente in der Gruppe II der Titurel-Handschriften die weitere Strophe:

Rîme die zwîvalten
dem brackenseil hie wâren
vil verre dan gespalten:
dar nâch, die lenge wol von fünfzic jâren,
zwîvalter rede was diz maere gesûmet.
ein meister ist ûfnemende,
swenn es mit tôde ein ander hie gerûmet.

In der Überlieferung der Handschriften sind diese Verse an ganz falsche Stellen geraten, und Zarncke, der sie[1]) einleuchtend zurecht gerückt, weiss keine Erklärung dafür, sondern rechnet das „zu jenen verwickelten Vorgängen, die bei schwieriger Überlieferung sich öfter zeigen uud die den, der gerne von allem eine klare Vorstellung gewinnen möchte, in gelinde Verzweiflung versetzen können.“ Immerhin wäre eine Ursache für die Verwirrung der Handschriften gefunden, wenn wir annehmen dürfen, dass diese Strophen von dem Dichter selbst erst nachträglich eingeschoben worden sind zu

[1]) In Pauls und Braunes „Beiträgen“ 1880 VII, 606—609.

der Zeit, als er die Widmung zu seinem Epos dichtete und seine Pseudonymität aufgeben wollte. Dann haben wir einen einleuchtenden Grund für das auffallende Aus-der-Rolle-fallen, das aus Unachtsamkeit des sonst so peinlichen Dichters nicht überzeugend erklärt werden kann; dann haben wir auch eine Erklärung für das völlige Fehlen in vielen Handschriften, denn das Epos ist sicher nicht erst als abgeschlossenes Werk, sondern schon vorher bruchstückweise bekannt geworden, und so haben die ersten Niederschriften und die Abschriften davon die besprochenen Strophen noch nicht enthalten. Dass dann der nachträgliche Einschub sich im weiteren Fortgang der Überlieferung leichter an falsche Stellen verirren konnte als andere Strophen, ist wohl einleuchtend. Ein zwingender Beweis dafür ist ja nicht möglich; doch gewinnen wir mit unserer Annahme die ununterbrochene Einheitlichkeit des Grundtones der Erzählung bis Str. 5883 oder wenigstens 5767/68, wo sich das Bedürfnis nach einer einträglichen Förderung durch einen hohen Protektor geltend zu machen beginnt. Auf wessen Protektion dabei der Dichter rechnete, als er mit seinem Namen hervortrat, das sprechen die Strophen 18—23 des Heidelberger Fragmentes mit all der Deutlichkeit aus, die bei den mittelalterlichen Sängern in solchen Anliegen immer üblich war. Nur hat wie bei dem vorhergehenden Teile falsche Textüberlieferung, so bei dem folgenden irrtümliche Übersetzung bisher die volle Ausnutzung des Fragmentes verhindert.

Die fehlenden Verse zwischen Str. 17 und 18 müssen von dem dichterischen zu dem fürstlichen Beschützer der Dichtung übergeleitet haben: Str. 18 spricht bereits von dem Pfalzgrafen, der ordnungsgemäss in seiner Obhut hat etwas, das in den vorangegangenen, jetzt verlorenen Worten genannt gewesen sein muss. Und von dem Pfalzgrafen sagt nun die Strophe 19 weiter: Sein Schloss soll die grössten Riegel hin und her schliessen. Das kann kaum etwas anderes heissen als: er kann die grössten Hindernisse beheben und in den Weg legen, er hat die grösste Macht in Händen. San Marte will darin nach Boisserées Vorgang den Sinn des Sprichwortes: 'Wie Du

mir, so ich Dir finden — eine Erklärung, die ohne die falsche Lesung *Ein* statt *Sin* wohl unmöglich ist. Von ihm, diesem mächtigsten Fürsten, führt nun der Dichter fort, gebe er der Welt so manche Würde, Auszeichnung kund, wovon er und alle seine Nachkommen in hohem Ansehen leben. Und dann wünscht er ihm noch weitere Ehren. Boisserée übersetzt die Strophe 20: „Gott, Dir sei ein würdigliches Grüssen, der Du in der Seligkeit hoch verherrlicht bist, mit Deiner süssen Milde gib sein Heil dem Fürsten, der das Christentum wohl befestigt." San Marte: „Gott, gib würdiglichen, zur Seligkeit hochgeschmückten Gruss in Deiner süssen Gnade dem Fürsten, der Christenheit wohl ordnet. Der Bayer nennt ihn im Gruss: „duc Louis et Palatinus". Simrock spricht von einem Fürsten, „den der Bayern Prinz sin salute nenne, und den der Dichter selbst als Duc Loys et Palatinus und wiederum Str. 18 als phalatzgrave bezeichnet." Richtig ist offenbar im wesentlichen San Martes Übersetzung von V. 1—4. *Sin salute* aber, was anderweitig nicht belegt ist, übersetze ich im Hinblick auf salvieren, später salutieren = grüssen mit seine Begrüssung, Anrede, Titulatur, fasse es also einfach als eine andere Bezeichnung desselben Begriffs, den der Dichter in V. 1 mit *gruzzen* bezeichnet hat. Somit heisst V. 5/7: seine Titulatur nennt ihn der Bayern Fürst, Herzog Ludwig und Pfalzgraf; mein Lob erkennt ihm die Ehre von zehn Fürsten zu.

Sinngemäss schliesst sich dieser Lobpreisung der weitere Wunsch an (21): wenn das römische Reich noch mehr Auszeichnungen hoher Art hat, so mögen sie für den Fürsten Frucht bringen, dass er im Zenith des Glückes vor jeder Verkleinerung bewahrt bleibe! Alles ersinnliche Gute wünscht der Dichter von dem Höchsten dem Herrscher, der, wie ein Adler (22) alle anderen edlen Beizvögel, die übrigen Fürsten und Herren hinter sich lässt und als edler Beschützer kleidet, speist und auszeichnet in Schwaben, Bayern und Franken; von Österreich bis Flandern sieht man Leute, die seine Kleider tragen, die ihm untertan sind. Und diesem weitgebietenden Herrn will nun Albrecht noch zweifache Auszeichnung zurüsten

(23), so dass ihn Ritter und Frauen desto werter halten, dieweil die Welt gewährt — hier bricht das Fragment ab.

Dass dieses Lob für Herzog Ludwig den Strengen von Bayern nicht zu hoch gegriffen ist, erhellt aus der Tatsache, dass er neben Ottokar von Böhmen der mächtigste Reichsfürst seiner Zeit war und vom Inn bis an den unteren Rhein Territorien sein eigen nennen konnte. Wie kam da aber der Dichter dazu, diesem Fürsten werdecliches gruzzen zu wünschen? Welche höheren Ehren noch konnte das römische Reich ihm bieten? Ich meine, diese Formulierung seiner Huldigung gibt uns ziemlich genauen Aufschluss darüber, wann der Dichter diese Verse verfasst hat. In der Titulatur des Fürsten kam seine überragende Stellung nicht zum Ausdruck, so lange sie ihn nur als „Herzog Ludwig, Fürsten der Bayern und Pfalzgrafen" bezeichnete. Eine höhere Würde war nur die des deutschen Königs und römischen Kaisers — sie also wünscht der Dichter seinem Fürsten. Das konnte er aber nur nach dem Tode Richards von Cornwallis (2. April 1272) und vor der Wahl Rudolfs von Habsburg (1. Oktober 1273). In dieser Zeit hatte Ludwig der Strenge als Pfalzgraf ordnungsmässig die Verwesung des Reiches in Händen — so erklärt sich also die fragmentarische Strophe 18. Seine Anwartschaft auf die erledigte Königswürde war allgemein anerkannt oder gefürchtet und hat in Eventualverträgen mit dem Kurfürsten von Mainz urkundlichen Ausdruck gefunden.[1]) Und wenn auch die Eifersucht der Fürsten auf den allzu Mächtigen die Wahl Ludwigs schliesslich unmöglich machte, so kam doch in der Form der Frankfurter Königswahl sein Ansehen glänzend zum Ausdruck, indem er als gemeinsamer Stimmführer aller Kurfürsten Rudolf von Habsburg als den neuen König nominierte. Wer ihm also ergeben war, der konnte und musste in diesem letzten Jahre des Interregnums, noch bis in den September 1273, wünschen und hoffen, dass ihm als dem Berufensten auch die äussere Würde zu teil werde, die später seinem Sohne wirklich be-

[1]) Vergl. S. Riezlers Bayrische Geschichte II, 137 ff.; Oswald Redlich, Rudolf von Habsburg S. 133—169.

schieden sein sollte, und in dieser Zeit muss also das Widmungsgedicht des Titurelepos entstanden sein, wahrscheinlich in den Monaten, in denen seine Aussichten am besten standen, alsbald nach Ludwigs Lösung vom Banne (Juli 1273).

Durch diese Bestimmung gewinnen verschiedene Aufstellungen grössere Sicherheit, verschiedene Dunkelheiten einige Klarheit; doch ergeben sich auch wieder neue Fragen. Als völlig gesichert erscheint nun die Vermutung Simrocks, dass das Heidelberger Fragment erst nachträglich dem Gedichte selbständig als Widmung vorgesetzt wurde und nicht irgendwie einen Bestandteil der Einleitung bildete; wir brauchen blos an die Erwähnung Richards von Cornwallis und das Zitat bei Berthold von Regensburg zu erinnern. Dies Zitat Bertholds beweist aber auch ziemlich bestimmt, dass Teile des Epos schon vor dem Abschluss der ganzen Dichtung bekannt geworden sind. Denn es ist nicht wahrscheinlich, dass wir hier gerade die letzte Predigt des am 13./14. Dezember 1272 gestorbenen grossen Franziskaners vor uns haben; vor Ende 1272 kann aber nach dem oben gesagten das Epos gar nicht vollendet worden sein — wenn es überhaupt schon bei Abfassung der Widmung fertig war. Aber auch das ist keineswegs sicher; wir müssen vielmehr mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, dass zu diesem Zeitpunkte nur der grosse Teil bis gegen Str. 5883 fertig vorlag, den Lachmann dem „ersten Bearbeiter“ Wolframs zugeschrieben hat. Denn der letzte Teil des Epos, in dem sich also Albrecht nennt, bietet der Erklärung sonst manche Schwierigkeiten.

In den Strophen 5767/68 wird zum ersten Male die Klage des Dichters über mangelnde Förderung laut:

Wie Parzival nu werbe
und Ekunat, si beide,
ob daz allhie verderbe,
daran geschehe den edelen fürsten leide,
die sich dâ lazent kosten disiu maere
gein mir als rehte kleine.
ein esel davon trüege distel swaere.

Wer die fürsten waeren,
daz wil ich gerne swîgen.
si lânt sich nicht vermaeren,
wan ich ir gâbe nimmer darf genîgen.
si sint der mitte wol ûf tiutscher terre,
si sint den bergen nâhen.
diu milte hat aber in gehûset verre.

Wer die knauserigen Fürsten dieser Strophen sein mögen, wissen wir nicht, und ich konnte keinen Anhalt für die Angabe von der Hagens finden, dass hier kärntische Herren gemeint sind.[1]) Jedenfalls aber müssen es, da sie im Plural stehen, andere sein als der Fürst, von dem der Dichter in Str. 5883 spricht:

Die aventiure habende
bin ich Albrecht vil ganze.
Von dem wal al drabende
bin ich, sît mir zebrach der helfe lanze
an einem fürsten, den ich wol kund nennen
in allen rîchen verre;
in diuschen landen möht man in erkennen.

Albrecht lüftet hier also sein Inkognito, in dem er bisher unter der Maske Wolframs gesprochen, in dem Augenblick, wo er seine Dichtung aufgeben will, da er die Unterstützung eines Fürsten verloren hat, den er nicht näher kenntlich macht, weil es ein ansehnlicher, in allen deutschen Landen bekannter Herr ist. Lange kann sich der Dichter dieser Unterstützung, wenn er sie überhaupt genossen und nicht blos erhofft hat, nicht erfreut haben; denn sonst könnte nicht kaum 120 Strophen vorher die vorhin angeführte Klage stehen. Der Tod des Fürsten kann nicht gut die Ursache des „Zerbrechens von der Hilfe Lanze“ sein; denn da würde Albrecht sicher offen um den Verlust trauern, wie Wolfram um den Landgrafen Hermann von Thüringen, und nicht nötig haben, den Namen zu verschweigen. Wer also ist dieser Fürst, der an die Stelle

[1]) Vergl. Von der Hagens Germania II, 268. Berlin 1837.

der früheren unzureichenden Beschützer des Dichters getreten war, um nach so kurzer Zeit schon dessen Erwartungen so gründlich zu enttäuschen?

Es ist vielleicht nicht zu kühn, ihn auf Grund des Heidelberger Fragments mit Ludwig dem Strengen zu identifizieren; wenigstens erklären sich dann zwanglos alle Schwierigkeiten. Der Wunsch für den Fürsten, den der Dichter in seiner Widmung mit so viel Siegesgewissheit vorträgt, ist nicht in Erfüllung gegangen: Ludwig wurde nicht König. Ist es da nicht naheliegend, dass bei diesem politischen Fehlschlag auch der Lohn für den Dichter ausblieb und dieser es in seiner ersten Enttäuschung mutlos aufgab, sein Epos zu Ende zu führen? Der Verpflichtung, weiter als Wolfram zu sprechen, war er überhoben, nachdem er sein Verhältnis zu diesem offen in der Widmung dargelegt hatte; den Fürsten aber durfte er in seinem bitteren Abschiedsworte nicht allzu kenntlich machen, um sich nicht ausser seiner Abweisung auch noch seinen Groll zuzuziehen. Ludwig jedoch, der selbst schliesslich die Wahl Rudolfs vollzogen hatte und dafür sein Schwiegersohn geworden war, konnte bei der so veränderten politischen Lage unmöglich den Dichter auszeichnen, der so rückhaltlos seine von ihm selbst klug aufgegebene Kandidatur vertreten hatte. Es war also nur eine kurze Zeit, in der Albrecht auf die Gunst des bayerischen Herzogs sich Hoffnung machen konnte, wie ja auch der Fortschritt des Epos von der Absage an die früheren Gönner zu der Klage über den Verlust des neuen Mäcens nur gering ist. Auch dieser Umstand spricht dafür, dass die Widmung erst 1273 und nicht schon 1272 verfasst wurde und die Enttäuschung sehr bald darauf folgte. Die Strophe 5883 ist nach dieser Erklärung bald nach der Wahl Rudolfs am 1. Oktober 1273 verfasst worden.

Bei dieser Annahme bleibt freilich die Frage unbeantwortet, was Albrecht dann veranlasst hat, das so feierlich aufgegebene Gedicht doch noch zu Ende zu führen. Wenigstens ein äusserer Anlass ist nicht nachweisbar. Die inneren Gründe dafür sind aber doch wohl ausreichend, um die De-

pression des Dichters als rasch vorübergegangen erscheinen zu lassen. Albrechts Selbstgefühl und künstlerischer Stolz spricht sich an vielen Stellen so kräftig aus, dass der Reiz, den grossen Wolfram zu vervollständigen und zu übertreffen, für ihn unmöglich damit aufhören konnte, dass der klingende Lohn der Mühe wieder ins Ungewisse entrückt war. Es klingt wie ein Nachhall des Grolls über die betrogene, auf den Königskandidaten gesetzte Hoffnung, wenn bei Wiederaufnahme der Dichtung alsbald die Macht und das Glück der Templeisen gerühmt wird (5890/91):

Hie tûsent kunige rîche
ir einem dort an êren niht gelîchet.
Und wird dâ niht betrüebet
der alte noch der tumbe.
Urliuge da nieman üebet,
mit trügeheit furt keiner den andern umbe.

So flüchtet der enttäuschte Dichter aus der verstimmenden realen Welt in das ideale Reich seiner Dichtung, jetzt nur darein seinen Ehrgeiz setzend, dass sie zu einem voll befriedigenden Ende geführt werde (5887):

Sol dise aventiure
ein ende hân mit rewe?
nein! sie ist so ungehiure;
ez waz ein tugent, die hohste heizzet trewe,
damit sich dise aventiure sol enden.
wan alle die trewe darben,
die wil der hohste an allen saelden phenden.

In dieser Absicht wird er auch von den wohlgesinnten Kritikern bestärkt, die er so oft gegen die übelgesinnten ausgespielt hat und die nun den unharmonischen Schluss tadeln (5884):

Die werden mich hie vêhen,
ob ich klagende lâze
dirre aventiure flêhen.
so wil ich iuch bescheiden dirre mâze.

Und auch der Tadel der Krittler, die an Wolframs Werken wegen ihrer Unvollständigkeit zu nörgeln fanden, spornte Albrecht an (5910/11):

> Ez jehent die merkerîchen,
> daz mich an freuden phendet,
> ez sî unendelîchen
> ein buoch ganvenget und daz ander gendet,
> alsô daz sante Wilhalm an dem houbet,
> Parzival an dem ende,
> sîn beide an ir werdecheit beroubet.
>
> Daz uns an disem buoche
> alsam hie nicht gelinge,
> daz uns dehein unruoche
> unendelîch von endikeit iht bringe,
> altissimus der geb uns rehten ende
> umb daz vor allen dingen
> sol cristenheit ze gote valden hende.

Schliesslich muss aber neben diesen ästhetischen Erwägungen und dem begreiflichen Wunsche, sich selbst zu genügen, auch der Gedanke dem Dichter nahe getreten sein, dass sein Werk vollendet ihm immer noch mehr Aussicht auf Lohn bieten konnte als so kurz vor dem Ende jäh abgebrochen. Hat er auch keinen bestimmten Gönner mehr vor sich, der ihn begaben soll, so bleibt doch seine Sehnsucht, aus der Armut herauszukommen, bestehen, wie sie noch die vorletzte Strophe des ganzen grossen Werkes (nach dem Druck von 1477) ausspricht:

> Kyote Flegetanîse,
> der was hern Wolfram gebende
> dise aventiure ze prîse:
> die bin ich Albrecht hie nach im ûfhebende
> dârumbe, daz drîer dinge minder waere,
> der sünden und der schanden:
> daz drite, mich drücket armuot diu swaere.

Alle einschlägigen Stellen erklären sich also ohne Widerspruch, wenn wir uns die Entstehung des Gedichtes so vorstellen: während des Interregnums begonnen und bruchstückweise, wie so manches andere mittelhochdeutsche Epos, veröffentlicht, war es zur Zeit von Richards von Cornwallis Tode (1272) schon sehr weit (bis über 5700 Strophen) vorgeschritten; da sah sich der Dichter Albrecht, von seinen bisherigen Gönnern nur mangelhaft unterstützt, nach einem neuen Mäcen um und setzte seine Hoffnung auf Ludwig den Strengen in der Erwartung, dieser werde zum deutschen Könige gewählt werden. Diese Hoffnung trog ihn infolge der politischen Ereignisse, und nun gab er Ende 1273 zuerst sein Epos ganz auf in Str. 5883, führte es dann aber doch noch ohne besondere Gönner etwa in den Jahren 1274/75, jedenfalls noch vor 1278,[1]) zu Ende. Wollten wir annehmen, das ganze Gedicht sei vollendet im Jahre 1273 dem Pfalzgrafen mit dem Widmungsgedichte überreicht worden, so befänden wir uns anstatt einmal (Str. 5767/68) zweimal (auch bei Str. 5883) völlig im unklaren über die Personen der ungenannten Fürsten; auch ist die Allgemeinheit der Klage über die Armut am Ende ganz gegen die Art des Dichters, wenn er dabei die bestimmte Person Ludwigs vor sich gehabt hätte, und ebenso ist in dem Schlussteile der Dichtung nichts zu entdecken, was den bestimmten Lobpreisungen der Widmung irgend entspräche. Wir haben nicht den mindesten Anhalt für die Annahme, der Schluss sei im Hinblick auf die neue Hilfe hinzugefügt worden; noch weniger aber kann man sich doch vorstellen, dass das Epos schon fertig gewesen sein soll, ehe Albrecht auf die Idee verfiel, es Ludwig zu widmen, und dass ein irgend grösserer Zeitraum zwischen dem Abschluss der Dichtung und ihrer Widmung verflossen sein könnte. Es bleibt also wohl dabei, dass die Verse des Heidelberger Fragments vor der Strophe 5883 gedichtet worden sind, und die Erfolglosigkeit der Widmung erklärt es auch einleuchtend, warum diese Verse in allen anderen Handschriften fehlen: sie haben ihr Ziel verfehlt und

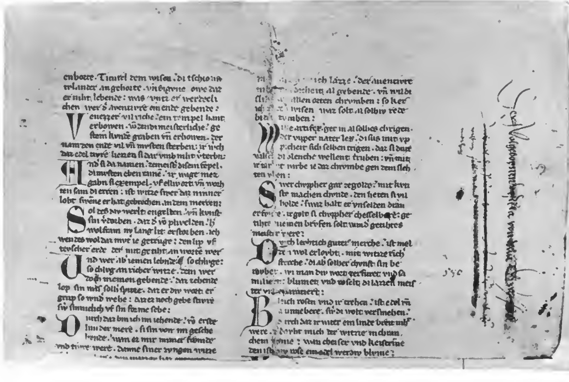
[1]) Vergl. Lachmanns Ausführungen oben S. 302.

durften daher mit dem Epos nicht verbunden bleiben. Trotzdem können sie manchmal einen Anhalt in den Wirrnissen der Textüberlieferung bieten, indem sie uns die Ursache enthüllen, die schon den Dichter selbst zu einzelnen Schwankungen und Änderungen veranlassen musste.

Über die Person des Dichters aber gibt uns auch das Heidelberger Fragment keine genügende Auskunft. Die breite Linde, unter deren Schutz er sich begeben, beschattete ihn so vollständig, dass er Jahrhunderte lang gar nicht mehr gesehen wurde, und ist auch das Ansehen seines Gedichtes dadurch in blindem Autoritätsglauben höher gewertet worden als es verdient, so war dann auch die Verurteilung um so schärfer. Auch jetzt, wo eine gerechtere Schätzung des verkünstelten und überladenen, aber doch neben einem Reichtum kulturgeschichtlichen Gehaltes auch manche wirkliche poetische Schönheit bergenden Gedichtes angebahnt ist, bleibt uns der Verfasser nicht viel mehr als ein Name. Wir wissen nichts von einem Dichter Albrecht aus jener Zeit ausser dem Meister Albrecht von Schwaben, den Heinrich von der Wiener Neustadt in seinem Appollonius[1]) als vom König Rudolf reich beschenkt erwähnt. Mit diesem den Albrecht des Titurel zu identifizieren, ist nicht möglich, da alle Anhaltspunkte fehlen ausser der Stammeszugehörigkeit, die für den Dichter des Titurel sicher nicht nach Schwaben, sondern nach Bayern weist. Dem Schöpfer des „Messias“ des Mittelalters, wie Zarncke ihn (a. a. O. S. 377) nennt, war offenbar das Glück des Messiassängers des 18. Jahrhunderts nicht beschieden: wie der persönliche Ruhm ist auch wirksame Fürstengunst ihm versagt geblieben — doch nicht ohne eigene Schuld. Und dass es wenigstens darüber einige Klarheit schafft, verleiht dem Heidelberger Bruchstück seinen hohen Wert; es bietet bis jetzt fast den wichtigsten Anhalt, um die mannigfach verschlungenen Fragen der vielbesprochenen Dichtung ihrer Lösung näher zu bringen.

---

[1]) V. 18687 ff. der Ausg. von Jos. Strobl. Wien 1875.



enborte. Titurel dem wisen. di tschoiu
terlander angehorte. vñ eigene owe daz
er niht lebende: was vnte er werdecli
chen wer der aventiure ein ende gebende:

Venezzer vil riche. ein tempel hant
erbowen. wunder meisterliche. ge
stein kunde graben vñ erhowen. der
namen ende vil vñ mvsten sterben: ir nich
daz edel tivre lieten si dar vnd niht verterbn:

Und si da namen. temeist disem tepel.
di mvsten eben tame. ir wage mez
gabn si exempel. vf ellivert vñ wech
ten sam di erten: ist witze swer daz minner
lobt. swene er hat gebrochen. in dem metten:

Sol des der werlt engelden. vñ kunst
sin verderben. daz der vo phvelden. h
wolfram nv lange ist erstorben. ich
wen des wol daz nivt ie getrugte: den lip vf
tevscher erde der nie getiht an worte wer

Und wer ab iemen lebnde. so chluge:
so chluog an richer witze. dem wer
doch meinen gebende. daz lebende
lop sin mit solh spitze. daz er dir worte er
grvp so wnder wehe: daz ez noch gebe stivre
siv sinnelich vf sin frome sebe:

Durch daz bin ich im lebende. vo erste
lin der mere. si sin von im gesche
hende. wan ez mir immer schunde
vnd tivre were. damne siner zvngen witze

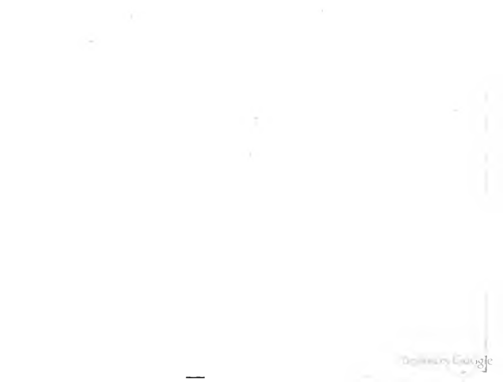
[illegible] ich lazze. der aventivre
[illegible] drehten al gebende. vñ wilde
[illegible] allen orten chrvmben: so ker
ich [illegible] wisen waz solt al solhiv rede
bi [illegible] tvmben:

Wie artifex ger in al solhes chrigen.
der vipper nater lex. di sus mit vp
picheit sich selben trigen. daz si dar
walte di slenche wellent truben: vñ mit
ir tar [illegible] nirbe ie daz chrvmbe gen dem sleh
ten [illegible]:

Swer chrophet gar zegolde. mit kvn
ste machen chvnde. den heten si vil
holde. swaz halt er vnselden drum
erfunde: ie golt si chropher chessel bere: ge
tihte [illegible] meinen brifen solt wnder geatbres
meister [illegible]:

Durch lerbtich guter merche. ist mel
[illegible] wol erlovbt. mit witze rich
sterche. di ab solher chvnst sin be
rovbet. wi man dir wort verfüret vnd sa
mileien blumen vnd roselt di lazzen mer
ter vil [illegible]:

Bleich rosen vnd ir erhen. ist edel vñ
[illegible] unmebere. siv de wolt versmehen.
[illegible] ich daz ir witer ein linde beter mir
were. [illegible] dorht mich der witzte in dirrm
chem [illegible]: wan cheiser vnd keiserine
den ist [illegible] wise einvalt werdiv blume:



DRUCKSCHRIFTEN

der

KGL. BAYER. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

Die mit * bezeichneten Schriften sind in den Sitzungsberichten enthalten, aber nicht in Sonderabdrücken erschienen.

(Preis des ganzen Heftes 1 Mark 20 Pfennig.)

Abhandlungen der philosophisch-philologischen Klasse. Bd. I—XXI (in je 3 Abt.) von 1827—1899.

Abhandlungen der historischen Klasse. Bd. I—XXI (in je 3 Abt.) von 1827—1899.

Sitzungsberichte der philos.-philol. und der histor. Klasse. 29 Jahrgänge von 1871—1899.

Amira, Karl von. Die Genealogie der Bilderhandschriften des Sachsenspiegels. Abh. I. Kl. XXII,2 1902 M. 2.—

Aretin, J. Chr. von. Beiträge zur Geschichte und Literatur. Bd. I—IX 1803—1807 zusammen M. 9.—

Birlinger, A. Schwäb.-Augsburg. Wörterbuch 1864 M. 6.—

Döllinger, J. J. Ign. Gedächtnisrede auf König Johann von Sachsen. 1874 M. —.40

— Aventin und seine Zeit. Rede 1877 M. —.80

Golther, Wolfgang. Studien zur germanischen Sagengeschichte I/II. Abh. I. Kl. XVIII, 2 1888 M. 3.—

* — Chrestien's conte del graal in seinem Verhältnis zum wälschen Peredur und zum englischen Sir Perceval. Sitzb. 1890. Bd. II Heft 2.

*Hertz, W. Ueber den Namen Lorelei. Sitzb. 1886 Heft 2.

— Aristoteles in den Alexanderdichtungen des Mittelalters. Abh. I. Kl. XIX, 1 1890 M. 4.—

— Gedächtnisrede auf Conrad Hofmann. 1892 M. —.80

— Die Sage vom Giftmädchen. Abh. I. Kl. XX, 1 1893 M. 2.40

Hofmann, Conr. Gründung der Wissenschaft altdeutscher Sprache und Literatur. Rede 1857 M. —.30

— Altfranzösische lyrische Gedichte. Sitzb. I. Kl. 1867 Bd. II M. —.80

— Alexis. Pariser Glossar. Sitzb. I. Kl. 1868 Bd. I M. —.80

— Katalan. Thierepos von Ramon Lull. Abh. I. Kl. XII,3 1871 M. 2.—

— Zur Textkritik der Nibelungen. Abh. I. Kl. XIII, 1 1872 M. 3.—

— Altburgund. Uebersetzung der Predigten Gregors über Ezechiel. Abh. I. Kl. XVI, 1 1881 M. 5.—

— Joh. Andr. Schmeller. Rede 1885 M. 1.—

*Keinz, Friedr. Zur Frage nach Neidharts Heimat. Sitzb. 1887 Bd. II Heft 1.

* — Flurnamen aus den Monumenta Boica. Sitzb. 1887 Bd. II Heft 1.

* — Ergänzungen zum bayerischen Wörterbuch, besonders aus der Gegend von Passau. Sitzb. 1887 Bd. II Heft 3.

*Keinz, Friedr. Beiträge zur Neidhart-Forschung. Sitzb. 1888 Bd. II Heft 3.
* — Ueber Aventins Tagebuch (Aventins Hauskalender). Sitzb. 1890 Bd. II Heft 3.
* — Ein Meistersinger des XV. Jahrhunderts und sein Liederbuch. Sitzb. 1891 Heft 4.
* — Aus der Augsburger Meistersingerschule. Ein gelehrter Meistersinger und ein Liederbuch. Sitzb. 1893 Heft 2.
— Die Wasserzeichen des XV. Jahrh. in Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek. Abh. I. Kl. XX, 3 1894 M. 4.—

Kelle, Joh. Die philosophischen Kunstausdrücke in Notkers Werken. Abh. I. Kl. XVIII, 1 1886 M. 1.70
— Die S. Galler Deutschen Schriften u. Notker Labeo. Abh. I. Kl. XVIII, 1 1888 M. 3.—
* — Ueber die Grundlage, auf der Notkers Erklärung von Boethius „De consolatione philosophiae" beruht. Sitzb. 1896 Heft 3.
— Die rhetorischen Kunstausdrücke in Notkers Werken. Abh. I. Kl. XXI, 3 1899 M. —.40

*Kluckhohn, A. Briefe von Christian Felix Weisse und Friedrich Jacobi an Lorenz Westenrieder aus den Jahren 1781—1783. Sitzb. 1889 Heft 2.

Meyer, Wilhelm. Nürnberger Faustgeschichten. Abh. I. Kl. XX, 2 1895 M. 2.50

Muncker, Franz. Die Gralssage bei einigen Dichtern der neueren deutschen Literatur. Sitzb. 1902 Heft 3 M. —.80

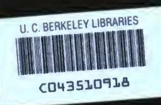
*Paul, Hermann. Ueber die Aufgaben der wissenschaftlichen Lexikographie mit besonderer Rücksicht auf das deutsche Wörterbuch. Sitzb. 1894 Heft 1.
* — Tristan als Mönch, deutsches Gedicht aus dem 13. Jahrhundert. Sitzb. 1895 Heft 3.
* — a) Nachtrag zum Gedicht Tristan als Mönch b) Ueber die Aufgaben der W[illegible]dungslehre. Sitzb. 1896 Heft 4.
— Die Bedeutung der deutschen Philologie. Festrede 1897 M. —.80
* — Ueber die ursprüngliche Anordnung von Freidanks Bescheidenheit. Sitzb. 1899 Heft 2.
— Die Umschreibung des Perfektums im Deutschen mit haben und sein. Abh. I. Kl. XXII, 1 1902. M. 1.20

Preger, W. Meister Eckhart und die Inquisition. Abh. III. Kl. XI, 2 1869 M. 1.40
— Dante's Matelda. Sitzb. III. Kl. 1873 M. —.90
— Tractat des David von Augsburg. Abh. III. Kl. XIV, 2 1878 M. 1.60
* — Die Zeit einiger Predigten Taulers. Sitzb. 1887 Bd. II Heft 2.
— Eine noch unbekannte Schrift Susos. Abh. III. Kl. XXI, 2 1896 M. 1.40

Schmeller, J. A. Wolfr. v. Eschenbach . . . Heimat etc. Abh. I. Kl. II, 1 1837 M. —.50
— Versbau in der alliter. Poesie. Abh. I. Kl. IV, 1 1844 M. —.50

Wölfflin, Ed. Zur Geschichte der Tonmalerei, I. Sitzb. 1897 Bd. II Heft 2.
— Zur Geschichte der Tonmalerei, II. Sitzb. 1898 Bd. II Heft 2.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub in München.


U. C. BERKELEY LIBRARIES
C043510918

